

Terremoto! Terremoto!

Autor(en): **Falke, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

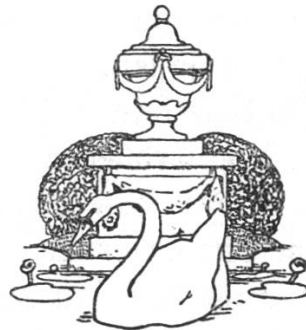
Genius.

Glaube nicht, daß all die Schlacken
Sprechen: diese Brust ist tot!
Steilgebaute Feuerzacken
Zucken in das Abendrot.

Nie geahnte Feuermächte
Schwelen purpurn in dem Rauch;
Sterne meiner Leidensnächte,
Schlafen, doch sie glühen auch.

Glaube nicht, daß Menschenseelen
Leben ohne Licht und Glut,
Weil die Gluten tiefer Schwelen
Und die laute Flamme ruht . . .

Carl Friedrich Wiegand.



Terremoto! Terremoto!

Von Konrad Falke (Berlin).



Schon lange mag es her sein, daß ein kulturhistorisch so bedeutsames Jahr wie das Jahr 1908 in die Vergangenheit sank. Wie noch nie zuvor ist der Mensch in der Luft heimisch geworden; wie noch nie zuvor, als wollte sie seine beginnende Untreue rächen, hat sich ihm die Erde furchtbar erwiesen. Der schweizerische Ballon „Cognac“ überflog zweimal die Alpen, die „Helvetia“ in zweiundsiebzigstündiger Fahrt

von Berlin nach Molde in Norwegen die Nordsee, und neben den immer mehr von Erfolg gekrönten Flugversuchen des Amerikaners Wright stehen die glänzenden Fahrten des deutschen Grafen Zeppelin und anderer mit dem lenkbaren Luftschiff — was aber will das alles heißen gegenüber der Katastrophe, die nicht nur das jüngste Grubenunglück, bei dem ein paar hundert Menschen untergingen, sondern selbst Ereignisse wie die Zerstörung Martiniques und den Einsturz San Franciscos, die Zehntausenden von Menschen das Leben kosteten, in den Schatten stellt? In den letzten Dezembertagen, zwischen Weihnachten und Neujahr, hat ein grauenhaftes Erdbeben Messina auf Sizilien und Reggio in Kalabrien mit vielen benachbarten Städten und Dörfern in Trümmer gelegt und das blühende Gestade zu beiden Seiten der Meerenge in wenigen Minuten zu einem Friedhof umgewandelt, auf dem weit über hunderttausend Menschen ihr Grab gefunden. Wenn die Unternehmungen, die der moderne Mensch erfindet, sich zu immer größeren Dimensionen auswachsen, so hält wahrlich die alte Mutter mit ihren Kindern Schritt: dieser Schüttelfrost der Erde (wie ein italienischer Gelehrter das Beben bezeichnete) hat aus blinder Willkür heraus mehr Opfer gefordert als die blutigsten Kriege — er ist das schrecklichste Naturereignis innerhalb der menschlichen Geschichte!

Eine alte sizilianische Prophezeiung lautet: „Hic Trinacria fuit!“ (Hier war Sizilien!) Man hat sich ihrer in Messina erinnert, als in den Morgenstunden des 28. Dezember, so weit das menschliche Auge reichte, die Welt unterzugehen schien. Wenige Jahre bevor Goethe Sizilien betrat, „ohne das Italien kein rechtes Bild in der Seele hinterläßt“, hatte schon einmal ein Erdbeben in Messina Tausende von Menschenleben vernichtet; es war das Vorspiel zu dem jetzt erfolgten völligen Untergang, in dem ein Ceterum censeo der Hölle ausgeführt zu sein scheint und der uns aufs neue an das Dichterwort erinnert, daß Italien die „Niobe der Nationen“ sei . . .

* * *

Unvergeßlich wird mir der Augenblick bleiben, da ich auf einer meiner vielen Italiensfahrten in Poggibonsi (an der Linie Empoli-Chiusi) den Zug verließ, um das in der Nähe gelegene malerische Bergnest San Gimignano zu besuchen, und alles in höchster Aufregung antraf: kaum zehn Minuten vorher hatte ein Erdbeben die Häuser von Grund aus erzittern machen und die Einwohner in wilder Flucht daraus verschleucht. „Jetzt ist keine Zeit zu verlieren!“ schnarrte mich ein riesiger Facchino an, der mit einer Eile mein Handgepäck ins Deposito trug, wie wenn das vor dem Allerletzten unbedingt noch geschehen müßte; und wie ich aus dem Stationsgebäude trat, gestikulierten die Leute und

riefen sich immer wieder jenes Schreckenswort zu, schlimmer als „Feuer“ auf einem Schiff: „Terremoto! Terremoto!“ (Erdbeben!) Als ich aber erst mit der Post die Piazza passierte, da sah ich im hellen Licht der südlichen Sonne etwas Unbeschreibliches: gleich einer von der Stimme des Unterweltgottes erschreckten Herde lag, saß und stand hier in seinen bunten Fellen das Volk, Gesunde und Kranke, Gebärende und Sterbende, so wie sie gerade aus den Häusern geflohen waren, wie man sie gerade hatte hinaustragen können, und alle schienen auf etwas Unsichtbares, Schreckliches zu warten. Ein achtzigjähriger Greis wurde von einem kräftigen Jüngling in unsern Wagen hineingehoben; wie ein Bildausschnitt aus Rafaels „Brand des Borgo“ saßen die beiden neben mir, während wir in die sichere Campagna hinausfuhren. Hier lagen an jedem Kreuzweg in Verzweiflung aufgelöste Frauen vor den Muttergottesbildern und flehten um Gnade, und jedesmal nahmen wir mit dem Kutscher den Hut ab . . .

Das war in der Toscana, im Sommer; in der Nacht vom 27. auf den 28. Dezember — derselben, in der jetzt das Verhängnis hereinbrach — habe ich vor etlichen Jahren in Messina in dem nun mit der ganzen Stadt in Trümmer gesunkenen Hotel Trinacria logiert. Ein schauerhaftes Wetter herrschte; der Regen goß in Strömen, und nur als ich am Nachmittag den erhöht und in feierlicher Einsamkeit gelegenen Friedhof besuchte, ließ ein Sonnenblick die Landschaft in den frischesten Farben erglänzen. Nie vor- und nachher habe ich das Meer von so tiefer Bläue gesehen, niemals die selige Schönheit des Südens so in mich aufgenommen; nun hat sich schrecklich offenbart, wie unter diesem lächelnden Antlitz der Erde eine wilde, furchtbare Seele schlummert.

Wir können uns früher oder später an den Wandel aller Dinge gewöhnen; wahnsinniges Entsetzen aber erfährt uns, wenn selbst das, worauf sich der irdische Wandel abspielt, die Erde, ins Wanken gerät. Und wenn wir sehen, wie die Katastrophe des Nachts hereinbrach und in stundenweitem Umkreis ungezählte Tausende von Menschen in und mittels ihrer Wohnungen mordete, so erscheint auch dem mythologieentwöhnten Geiste und dem nüchternen Auge ein solches Zerstörungswerk wie die Tat eines bösen Dämons, einer gegen alle menschliche Kultur von Haß erfüllten Naturgewalt. Es ist, als hätte entsetzlicher denn je gezeigt werden sollen, daß man in dem Lande, in dem man am leichtesten lebt, auch am leichtesten stirbt, daß hier nicht nur im Verhältnis von Mensch zu Mensch, sondern auch von der Natur zum Menschen Blut und Liebe Wechselbegriffe sind.

Nach dem Wohlleben der drei Weihnachtsfeiertage, an denen sich auch der Ärmste nach Kräften gütlich getan haben mochte, erfüllte sich plötzlich, ohne jede Vorherverkündigung, in der sechsten Tagesstunde das

Verhängnis. Unter furchtbarem Donner und schrecklichen Zuckungen geriet die Erde um und unter der Meerenge von Messina in Bewegung, hob die ungeheure Wassermasse mit all den Schiffen, die darauf schwammen, viele Meter in die Höhe, so daß das Meer erst weit von den Küsten zurückwich, um dann, wie der Wasserberg in der Mitte auseinanderzerrann, in einer riesigen Springwelle zu beiden Seiten die Küste zu überfluten und die aus ihren zusammenkrachenden Häusern fliehenden Menschen zu ertränken. Wie ein Feldzugsplan des Satans mutet das an; nicht die Propheten, nicht die Phantasie Dantes konnte schrecklicheres ersinnen . . .

Die Wenigen, die in Messina am Morgen des 28. Dezember um fünfeinviertel Uhr schon wach sind, hören plötzlich, wie das Schweigen der Nacht von einem furchtbaren Krachen, als platzten tausend Bomben, zerrissen wird; dann ein Brausen wie von ungeheuren Wassermassen, ein Zischen, als ob glühendes Eisen gelöscht würde und in nächster Nähe ein knatterndes Brechen. Die noch Schlummernden sind durch diese grauenhafte Musik kaum wachgerüttelt, so geht auch schon die Stube aus den Fugen und bricht das Haus über ihnen zusammen; wer im ersten Schrecken auf den Balkon hinauspringt, gewahrt durch einen Platzregen hindurch wie die Türme wanken und die Kamine knicken. Weitaus die Mehrzahl werden, ehe sie nur recht zur Besinnung gelangt sind, unter den Trümmern getötet; die Glücklichen, die auf die Straße entkommen können, sind sich hier, in trüb erleuchteter Finsternis und schwemmendem Wolkenbruch, im dumpfen Stöhnen des sich heranwälzenden Meeres, das die rasch sich mehrenden Hilferufe überdröhnt, nur gegenseitig Gegenstand erneuten Entsetzens. Da sucht schon einer unter dem eben eingestürzten Mauerwerk fieberhaft nach den Seinen und findet sie nicht; niemand kann ihm helfen, denn immer neue Häuser krachen zusammen, Kamine, Balkone prasseln auf das Pflaster, und über diese Fußangeln des Todes, durch eine rauhkalte, von Blitzen durchzuckte und trotz des Regens alsbald von atemversekendem Staub geschwängerte Luft, rennen die nur mit dem Notdürftigsten bekleideten Menschen in toller Verwirrung in ihr Verderben. Alles ruft wild durcheinander „Erdbeben!“ und „Die Welt geht unter!“; in das flehentliche Gebet zur Madonna und den Heiligen gellen Flüche und trunkenes Gelächter! Wie unter einem teuflischen Bombardement stürzen die meisten, während sie noch schreien, von den Steinen erschlagen zusammen! Ein Geheul von tausend Geisterstimmen rast durch den schwarzen, unbarmherzigen Himmel; aus der Tiefe der immer wieder sich bewegenden Erde grollt es beständig herauf. Jetzt reißt dort einer auf der wahnsinnigen Flucht sein Weib empor, das über einen Toten hinfiel, und erklettert mit ihr einen wegversperrenden Schutthaufen, aus dem Stöhnen und Winseln dringt;

daneben fällt eine Frau, die mit beiden Armen ihr Kind an die Brust preßt, mitten im Laufen getroffen aufs Gesicht und erstickt ihr Liebstes unter der Last ihres entseelten Leibes. In dieser zunehmenden Verwirrung erfolgt plötzlich eine furchtbare Detonation: das Gaswerk ist geplatzt, Straßen reißen auf und Pflastersteine fliegen umher, als ob Minen explodierten, und mit einemmal ist alles dunkel. Jetzt scheint auch, wie auf Kommando, das Brausen des Meeres verstummt zu sein, und in die furchtbare, nur noch von dem staubigen Regen durchrieselte Stille gelst, gleichsam mit erneuter Kraft und verstärktem Entsetzen, das Wehgeschrei der Verwundeten und Sterbenden. Alle, denen es gelang, sich zu retten, arbeiten sich durch den knietiefen Schlamm, den die Springflut zurückgelassen hat, nach dem Hafen und rufen jämmerlich zu den Schiffen hinaus oder starren entgeistert auf die zerstörte Stadt zurück. Dort beginnt es an mehreren Orten wieder unheimlich rot zu leuchten: Feuer ist ausgebrochen.

Die Rettung kommt, wenn bei diesem ungeheuren Untergang noch von Rettung gesprochen werden kann: mehrere der selber arg erschütterten Kriegsschiffe setzen Boote aus. Wie die Mannschaften sich durch die Trümmer unzähliger gescheiterter Barken hindurchgearbeitet haben, und nach schwieriger Landung in die immer noch unter schaurigem Knirschen und Krachen zerbröckelnde Stadt eindringen, begegnen und bergen sie unter den Trümmern Menschen, die der Schreck auf die seltsamste Weise verwandelt hat. Ein Matrose rettet aus einem brennenden Hause fünf Personen; aber ein Mädchen, das sich zitternd in die einzige, noch übrig gebliebene Zimmerecke schmiegt, springt vor ihm aus Scham in die Tiefe. In einem dritten Stockwerk treffen die Retter zu ihrem grenzenlosen Erstaunen zwei Kinder, die auf dem teilweise schon durchbrochenen Fußboden seelenruhig mit ihren Puppen spielen; all der Höllenlärm hat sie aus ihrem unschuldigen Schlafe nur zu ihrer Lieblingsbeschäftigung aufgeweckt. Einer der Flüchtigen sieht bei seinem Rennen über rauchende Trümmer in einer Seitenstraße ein armseliges Häuschen völlig unversehrt; ein greises Ehepaar nimmt darin seine frugale Morgenmahlzeit ein und antwortet, während der Enkel ein Heiligenbild schützt: „Uns armen Leuten geschieht nichts!“. Am Hafen wird mit gezückten Messern um einen Platz in den Booten gestritten; Verzweifelte schreien: „Alle sollen gerettet werden oder niemand!“ und nur Frauen und Kindern macht der wilderwachte Selbsterhaltungstrieb des Mannes selbst jetzt noch Platz.

Da wird in dem ununterbrochenen Rauschen des Platzregens, durch das im Grauen des nur langsam sich hellenden Tages als herzerreißende Symphonie das Schreien der Verschütteten und Verbrennenden tönt, bald einmal und immer häufiger der scharfe Knall von Revolverschüssen

hörbar: mitten in dem höllischen Untergang müssen sich die Unglücklichen noch menschlicher Teufel erwehren! Schon bei den ersten Erdstößen haben die erschreckt aus ihren Häusern Flihenden bemerkt, wie zerlumptes, besoffenes Gesindel unter tierischem Brüllen in die berstenden Häuser zu Mord und Raub eindrang; es ist, als ob jene verkommenen Hafenarbeiter, die nur der Bildung des Körpers nach Menschen zu nennen sind, das unterirdische Donnern als ein Signal vernommen hätten, daß nun mit den Menschenwohnungen auch die Menschen-satzungen zusammenbrechen und nichts mehr die Bestie in ihnen zurückhalten kann. In Begleitung von Dirnen und der Schwerverbrecher, die kurzfristige Humanität aus den Kerker entließ, wo sie nicht von selbst einstürzten, durchstreifen sie die Straßen und morden und rauben und schänden unter Absingen revolutionärer Lieder die Unglücklichen, die dem allgemeinen Zusammensturz entgangen sind: es ist eine grauenhafte Entfesselung des Radikal-Bösen, gleichsam ein vielfältiges, menschgewordenes Echo der grausam zerstörenden Naturgewalt, in deren Dienst diese Scheusale zu stehen scheinen.

Neben die Selbsthilfe des Bürgers tritt die Hilfe des Militärs; wo die Soldaten der fast vernichteten Garnison der Plünderer und Leichenräuber habhaft werden können, werden diese ohne weiteres erschossen. Mittlerweile hat sich alles, was dem Verderben entrann, am Hafen versammelt; es sind von der ganzen volkreichen Stadt ein paar tausend Menschen, die alle nur den einen Wunsch haben, die Stätte des Grauens so bald wie möglich zu verlassen. Während aus den Steinhäufen der in sich selbst zusammengestürzten Häuser in das Stöhnen der Sterbenden hinein vereinzelt das hohle Rufen lebendig Begrabener tönt, schreit die Menge am Hafen nach Schiffen, die sie in Sicherheit bringen sollen.

Ununterbrochen regnet es. Längst sind die vorhandenen Boote übervoll abgefahren, und immer noch harret auf dem spaltendurchsehten, Schwefeldünste aushauchenden Hafendamm unglückliches Volk der Rettung; da alle Verbindungen unterbrochen sind, gelangt die Kunde von der Katastrophe nur langsam in die Ferne, und Stunde auf Stunde des endlosen Tages vergeht, ohne daß andere Hilfe würde als die selbstgeleistete. Schon fangen bei der raschen Verwesung die Toten an, die Luft zu verpesten, und wenn auch der Friedhof, wie es zum jüngsten Gerichte verheißen ist, die Gräber ausgespien hat, der zehnfache Raum genügt nicht für die vielen neuen Gäste; man fängt an, die Leichen auf Scheiterhaufen zu schichten, und während ein Priester Gebete murmelt, werden sie verbrannt.

Endlich, nach einer furchtbaren Nacht, erscheint gegen Morgen, gerade um die Zeit, da vor vierundzwanzig Stunden das mörderische

Erdbeben einsetzte, die erste größere fremde Hilfe: es ist ein deutscher Dampfer, der auf dem Wege nach Smyrna Ordre erhielt, sofort nach Messina zurückzukehren. Wie er in die Meerenge einfährt, in der massenhaft Leichen und Trümmer schwimmen, sieht er sich angesichts der brennenden Stadt alsbald von Barken umringt, auf denen entblößte Menschen halb flehend, halb drohend um Essen und Trinken bitten, und kaum hat er sich dem Hafen genähert, so hallt ihm ein einziger Schrei entgegen, brüllend, wie von einem Riesen ausgestoßen: es sind die Überlebenden am Ufer, die die Arme nach Rettung ausstrecken. Die Besatzung landet; ein dreifacher Geruch, von Leichen, von Orangenhäuten, die sämtlich entwurzelt wurden, und von — geröstetem Menschenfleisch, weht den Ankömmlingen entgegen.

Mit einer ersten schaurigen Fracht von Verwundeten und Sterbenden sticht das Schiff alsbald wieder nach Neapel in See und bringt der Welt, die in tiefster Erschütterung das kaum bekannt gewordene Erdbebendrama nachempfindet, die ersten näheren Nachrichten. Viele der Geretteten zeigen keine äußeren Verletzungen; aber wie hier einer in einer Ecke kauert, mit stieren Augen, den Mund wie zum Schrei verzogen, und wie dort einer gebückt hin und her läuft, als suchte er noch immer seine Angehörigen unter dem Schutt — das bekundet deutlich genug, daß diese Ärmsten den Verstand verloren haben; auch unter denen, die noch an Ort und Stelle zwischen den Trümmern zurückblieben, geht der Wahnsinn um: ein Mann steht bei einem verkrümmten Gitter und weigert sich beharrlich, seinen Posten zu verlassen, weil er Portier sei. Andere, die sich beizeiten in den Besitz einer Barke setzen konnten, sind mit Mühe und Not über die Meerenge nach Kalabrien gefahren; auf einem Hügel oberhalb des ebenfalls völlig zerstörten und zum Teil im Meer versunkenen Reggio haben sich an die zweitausend Flüchtlinge zusammengefunden und starren nach dem brennenden Messina hinüber; da erscheint ein junger Priester, der sich selber aus dem Untergang von Reggio zu retten vermocht hatte, erteilt den Niederknien den Segen und ruft übers Meer: „Friede den Toten! Friede den Sterbenden!“ Es ist wie eine Szene aus der Bibel.

Tage vergehen, und noch immer sind die zerstörenden Gewalten nicht zur Ruhe gekommen und erzittert die Erde aufs neue: vor den Augen der Passagiere eines vorbeifahrenden Dampfers rutscht eine große Bergmasse mit einem von seinen Bewohnern verlassenen Dörfchen mit großer Schnelligkeit ins Meer hinunter. In Reggio ist die Umgegend geradezu aufgewühlt: Hügel und Schluchten haben sich gebildet, und vor dem Bahnhof ist eine breite Spalte entstanden, aus der in der Unglücksnacht phosphoreszierendes Wasser haushoch emporschöß. Wie hier ein Rettungszug eintrifft, wird er von den Verzweifelten geradezu

gestürmt und stundenlang an der Abfahrt aufgehalten, weil sich die vor Hunger und Entsetzen Sinnlosen vor die Maschine werfen und erklären, sich eher überfahren zu lassen, als länger an dem Schreckensort zurückzubleiben: hier speit ein junger Mann mit wutverzerrtem Gesicht auf das Kreuz, das man zu Häupten eines Toten aufgepflanzt hat, und dort, wo ein Greis drei verstümmelte Kinder begraben will, springt ein ausgehungertes Hund hinzu und leckt gierig das aus den zerquetschten Leibern rinnende Blut . . .

Der König ist auf der Jagd von der Hiobspost erreicht worden; er kehrt sofort nach Rom zurück und reist mit der Königin ins Erdbebengebiet. Bei der Abfahrt glaubt ein Abgeordneter ihm mit der Phrase schmeicheln zu sollen, seine Anwesenheit werde dem geprüften Volke sicherlich zum Troste gereichen; Vittorio Emanuele aber findet aus der Erkenntnis menschlicher Unzulänglichkeit heraus das strafende Wort: „Sprechen Sie keine Torheiten!“ In Messina betritt er in kleiner Generalsuniform die Unglücksstätte, vom Volke mit tränenerstickten Rufen begrüßt und selbst zu Tränen erschüttert; ihm zur Seite steht die einfach wie ein Ladenmädchen gekleidete Königin, die mit eigener Hand ein blutendes Kind unter den Trümmern hervorzieht und immer wieder verzweifelte Mütter tröstet, die sich nach ihren verschütteten Lieblingen die Finger blutig kratzen. Auch Reggio besucht der König; er schreitet die entsetzliche Gallerie Verwundeter ab, die sich längs des Bahndammes aneinandergereiht haben, und in der Stadt schüttelt er einem Manne die Hand, der seit drei Tagen zur Hälfte begraben ist, weil man ihn, ohne daß eine Mauer nachstürzt, vorläufig nicht befreien kann: er hat keine Verletzungen und bittet nur um Speise und Trank.

„Italien hat eine große Schlacht verloren!“ sagte ein Minister; wie nach einer solchen hat Rom Trauer angelegt, und wie auf einem Schlachtfelde sieht es tatsächlich noch immer in Messina aus. Mit völliger Gleichgültigkeit stehen und gehen, wachen und schlafen Lebende neben Toten; hier werden Amputationen unter freiem Himmel ohne Narkose vorgenommen, dort beim Leichenraub ertappte Bauern erschossen, und die man im Leben zurückbehalten will, wie die man daraus verstoßt, ergeben sich gleich stumpf in ihr Schicksal: selbst jetzt noch, Tage nach der Katastrophe, erscheint hier das Leben wie ein bloßes Oszillieren zwischen Sein und Nichtsein, das eben durchgemacht werden muß. Alle Begriffe und Werte haben sich verschoben: ein Mädchen, das seit Stunden in Trümmern wühlt, wird von den einen für eine Diebin, von den andern für wahnsinnig gehalten, bis ihm endlich ein Offizier Glauben schenkt, daß unter dem Schutt seine Familie begraben liegt, und wirklich fünf Personen heil ausgräbt; dort widersetzen sich andere laut schreiend ihrer Rettung, weil sie ohne die Ihrigen nicht mehr in diesem furchtbaren

Leben zurückbleiben wollen, und ein junger Mann, der im Ballanzug seinem Steingrab entrissen wird, erbittet von den Soldaten als erstes Zigaretten; einer, der alles verloren zu haben glaubt, erschießt sich kurz bevor die Nachricht eintrifft, daß seine Frau in der allgemeinen Verwirrung mit dem ersten Rettungsschiff nach Neapel entkommen sei!

Hauptsächlich nach Neapel und Palermo werden die Geretteten gebracht, und in diesen Städten, die sich binnen vierundzwanzig Stunden in Lazarette verwandeln, langen sie an mit von Schreck, Schmerz und Hunger entstellten Gesichtern: nicht die Trümmer eines menschlichen Heeres, sondern — unsäglich viel trauriger — Trümmer einer menschlichen Gesellschaft. Für sie hat das Heute keinen Zusammenhang mehr mit dem Gestern: der Reiche hat rasch die Hand nach Almosen ausstrecken gelernt, und der Arme weiß weniger denn je, wo er hingehört in dieser Welt; Kinder sind da, für die später einmal die wirkliche Geschichte ihres Lebens erst mit diesem grauenhaften Tage beginnen wird, als wären sie da vom Himmel gefallen und hätten nicht Vater und Mutter gehabt. Eine Operettensängerin hat aus ihrer alten Existenz nichts als einen Kanarienvogel gerettet, und ein junges Mädchen scheint einen mitgeführten Papageien geradezu anbeten zu wollen: dieser Papagei war mit ihr verschüttet und rief so lange sein durchdringendes „Maria!“ bis die Hilfsmannschaften es hörten und sie beide ausgruben . . .

Das sind idyllische Einzelheiten aus dem durch keine Schilderung völlig wiederzugebenden Unglück, das sofort in der ganzen zivilisierten Welt den Drang zu helfen weckte. Wie die Königin von Italien, als im Schiffslazarett des Panzers „Regina Elena“ infolge eines Erdstoßes eine Panik ausbrach, sich mit ausgebreiteten Armen in die offene Türe stellte und eine Wahnsinnige, die ins Meer springen wollte, an ihrer Brust auffing: so stellt sich die Kulturmenscheit, deren Kinder wir alle sind, vor den schaurigen Riß, der in diese Welt das vernichtende Nichts einließ, und wird die Verzweifelnden zu ihrer wirtschaftlichen Gesundung zurückführen. Wahrhaft erhebend ist es zu sehen, wie das italienische Königspaar und überhaupt die königliche Familie an der Katastrophe persönlichsten Anteil nahm, und wenn dadurch die Bande zwischen dem Herrscherhaus und dem zu Unrecht sich vernachlässigt fühlenden Süden engere und stärkere geworden sind, so ist der Tod von Hunderttausenden nicht ganz umsonst gewesen; wie sehr aber die alte und die neue Welt sich der „Italia dis sacra“ zu Dank verpflichtet fühlen, das beweist ihre nach Millionen zählende Gabe, in der ein letzter Segen des an historischen Erinnerungen überreichen und bei aller Furchtbarkeit ewig schönen Landes nachklingt . . .

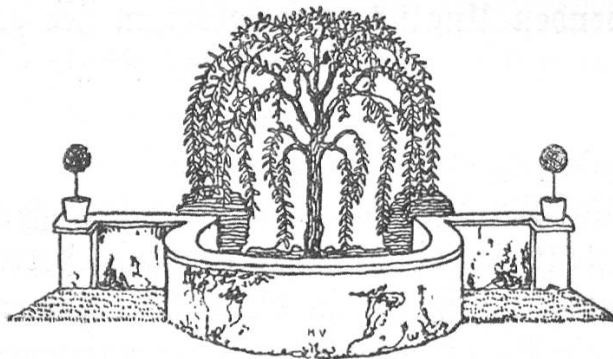
*

*

*

Das Erdbeben von Messina — das für die rastlos mit neuem beschäftigte Menschheit schon morgen „historisch“ sein wird — ist nicht zuletzt vom völkerpsychologischen Standpunkt aus hochinteressant: in der Stellungnahme der öffentlichen Meinung zu diesem Naturereignis zeigt sich ein wesentlicher Unterschied gegen früher! Im achtzehnten Jahrhundert hat das Erdbeben von Lissabon weiteste Kreise an der Güte, ja an der Existenz Gottes zweifeln lassen (es war eines der Hauptargumente der Atheisten); heute hat kaum jemand theologische Schlussfolgerungen gezogen. Eines nur folgerte man (und das ist der große Gewinn bei dem großen Verlust!): Wir müssen einander beistehen!

Wie die steinernen Mauern Messinas stürzten die oft so harten politischen und nationalen Differenzen vor der schier unfassbaren Katastrophe in ein Nichts zusammen, und selbst Verschiedenheiten des Glaubens begannen zu verblässen. Pius X. wollte allen Ernstes aus der alten trozigen Selbsthaft heraustreten und nach Sizilien reisen; der Hofkaplan des Königs besuchte den Majordomus des Papstes, und Monsignor Misciatelli reichte inmitten der nach Rom geschafften Verwundeten dem Bürgermeister der ewigen Stadt, der Jude, Freimaurer und Demokrat zugleich ist, die Hand! Auch die Kriegsschiffe fast aller Kulturnationen sah man an der Unglücksstätte im nachträglichen Kampfe gegen die furchtbare Naturgewalt miteinander wetteifern, und mit Einsatz (und zum Teil mit Verlust) ihres Lebens halfen die braven Seeleute den Verschwemmten, von denen sie weiter nichts wußten, als daß sie — Menschen sind!



Der neue Kapellmeister.

Ein Kulturbildchen aus dem Leben von Ed. Plazhoff-Dejeune.



er geht! Die goldene Brücke nach der Hauptstadt war zu verführerisch. Zum letztenmal versammelte er im Abschiedskonzerte seine nach Hunderten zählenden Getreuen. Zum letztenmal beherrschte er mit gewaltigem Arm und feuersprühendem Blick seine fünfzig Mannen. Ha, welch ein Augenblick! Zu seinen Füßen türmen sich die Lorbeerkränze. Auf einem „Tischlein deck dich“ erscheinen geheimnisvolle Kästen mit